

dem heimtückischen Gegner schwere Wunden geschlagen hat. Hier sprach bloß der gewandte Advokat Millerand in seiner eigenen Sache und häufte nach der schlechten Gewohnheit der

die republikanischen Komitees zusammengebracht und dafür den schriftlichen Dank Millerands und, wie es heißt, auch Waldeck-Rousseaus empfangen haben soll. Wenn dies wahr ist,

dem Volke ferner steht. Da kann nur eine Vermehrung der Zahl der Bundesräte Abhilfe bringen. Dann nahm Redner den Entwurf eines eidg. Lebensmittelpolizeigesetzes in Schutz

ten Bevölkerung ausmachen, zu der auch gegenüber den kantonalen Beamten viel zu zahlreich sind und zu hohe Besoldungen gegenüber Lehrern beziehen. Hier sollte endlich

Fenilleton

Stefan George.

In der Berliner Wochenchrift „Die Nation“ hat der Literaturhistoriker Richard M. Meyer einen Aufsatz der vorletzten Nummer über C. Spitteler's „Olympischen Frühling“ mit der Versicherung geschlossen, die Gegenwart sei doch poetisch keine schlechte Zeit, nämlich eine Zeit „wagender Kunst“. Und er preist: „Die ernste Formfreude eines Stefan George, die leidenschaftliche Menschenbeobachtung eines Gerhart Hauptmann, die glückselige Abenteuerlust eines Carl Spitteler.“

Nun weiß bei uns jeder literarisch Gebildete, wer Gerhart Hauptmann und wer C. Spitteler ist. Aber von Stefan George hat man in der Schweiz noch nicht viel vernommen. Auch konnte, was man über diesen in München lebenden deutschen Poeten erfuhr, ihn uns keineswegs sonderlich sympathisch machen. Kommt einem doch unwillkürlich der bekannte Vers Spitteler's

„Ein feierlicher Kerl ist niemals groß“ in den Sinn, wenn man weiß, wie Stefan George, wenn er sich herbeiläßt, vor einer kleinen Gesellschaft unbedingter Bewunderer seines Genies einige seiner Gedichte zu sprechen, in hohepriesterlicher Haltung aus einem Nebenzimmer in den versammelten Kreis und an ein

gleichsam zum blumengeschmückten Altar umgewandeltes Tischchen tritt, wo er nun seine Verse im Tone eines nur aus Gnade der unwürdigen Menschheit vom kastalischen Quell spendenden Halbgottes spricht, um dann wieder hinterm Vorhang zu verschwinden, dem verzückten Stameln der Andächtigen sich vornehm entziehend. Solches Gedentum, solche Übermenschenzerbengelei geht nicht nur unserer Schweizernatur, geht wohl jedem gesunden Menschengefühl wider den Strich. Weit eher wird man es billigen, daß Stefan George jahrelang seine Gedichte zu kostbar fand, um sie drucken zu lassen. Schließlich hat er sich aber doch — schon vor einigen Jahren — zu diesem Zugeständnisse an die Popularisierung herbeigelassen, freilich, ohne daß die Welt davon sonderlich Notiz genommen hätte.

Dagegen sind neulich die Literaten in Deutschland auf ihn aufmerksam geworden und so begnet man da und dort Aufsätze über die „georgischen“ Gedichte.

Durch einen komischen Zufall stand ein solcher — von Hermann Ubell (Binz) verfaßt — in derselben Nummer des „Literarischen Echo“, welche den naturburschenkräftigen und herzhast überlauten Dichter Villencron zu seinem 60. Geburtstag feierte. Nun — einem „Literarischen Echo“ brauchen allerdings die größten Gegensätze nicht verboten zu sein. Der eine schreit eben „Gottotoho“ in den Wald, der andere versucht

ein Flötensolo, die Schowand gibt beides im Widerhall zurück.

Um nun unsern Lesern von Stefan Georges Dichterei einen Begriff zu geben, lassen wir Hermann Ubell's Aufsatz hier folgen, schicken jedoch die Bemerkung voraus, daß unserer Ansicht nach Stefan George nicht Sprach- sondern Tonkünstler hätte werden sollen, da ein wesentlicher Grundzug seiner Dyrk darin besteht, das Sprachmaterial nach den in ihm liegenden Tonwerten zu verwenden, was ja allerdings in Gedichten bis zu einem gewissen Grade auch geschehen kann, aber doch immer Nebensache bleiben wird. Neben der englischen sind namentlich der deutschen Sprache in dieser Hinsicht recht enge Grenzen gezogen, während die romanischen Idiome dem Verlangen nach musikalischem Wohlklang eher entgegenkommen. Die Wichtigkeit dieser unserer Ansicht dürfte gerade aus alledem hervorgehen, was Ubell zum Lobe der Sprachmusik Stefan George's gegen den Schluß seines Aufsatzes vorbringt.

„Die neueren, vor kurzem erschienenen Auflagen der beiden jüngsten Gedichtsammlungen Stefan Georges* sind ein Zeugnis für die stetige

* „Das Jahr der Seele.“ 3. Aufl. 125 S. — „Der Teppich des Lebens und die Pieder von Traum und Tod.“ 3. Aufl. 98 S. Berlin, Georg Bondi. Je M. 3. — (4. 50).

Vergrößerung des Kreises derer, die diesem Dichter zuhören. Diese Vergrößerung vollzieht sich, fast ohne irgendwelche Hilfe der Tagespresse, überwiegend auf privatem Wege; ein richtiger Verehrer Georges wird einem neugewonnenen Freunde keinen größeren Dienst erweisen zu können glauben, als dadurch, daß er ihn auf die Verse seines Lieblingsdichters aufmerksam macht. Und je nachdem sich jener ihnen eröffnet oder verschließt, wird er in ihm einen nahen oder entfernten geistig Verwandten erkennen; denn die Gemeinde Georges fühlt sich verbunden durch ein gemeinsames Lebensgefühl.

Es ist vor allem der neue Mensch und seine Haltung zum Leben, was sie in diesen Gedichten lieben und bewundern, dieser Mensch, dessen Art vielen kalt und hochmütig erscheint, während es doch nur der Trieb der Selbsterhaltung war, der seine Seele sich mit siebenfachem Wall umgürten ließ, da die empfindliche, dem leisesten Reiz antwortende sonst schon längst vom täglich andringenden Leben völlig zerrüttet worden wäre. Traumhaft wie ein Vogel über abendlichen Gartenwegen schwebt sie über den Dingen dieser Welt; die maßlose Freude, der maßlose Schmerz, das Laute und das Grelle sind von ihren stillen Bereichen ausgeschlossen. Es ist eine unsägliche Vornehmheit in dieser Art, sich zum Leben zu verhalten, immer sich selbst zu bewahren und von den Anforderungen des frechen Tages sich

... Sammler... wiesen, soviel als möglich auf die Reduktion der Bureau-, Druck- und Reisefkosten hinzuwirken; ein Überschreiten obiger reduzierter Ansätze wird nur in ganz dringlichen Fällen bewilligt werden. Art. 2. Sämtliche Abteilungen der Zentralverwaltung in der Stadt Bern haben inskünftig ihr Bureauaterial ausschließlich beim Materialbureau der Bundes-

Jahr, der endlich entgegengetreten werden mußte. Das neue Entwässerungsprojekt sieht ein ganzes Netz von Kanälen vor, die nicht nur das Grund- und Kellerwasser beseitigen, sondern auch das Abwasser der Küchen und den Abfluß aus den Überläufen der Abtrittgruben aufnehmen. Die Gemeinde Glarus erfreut sich eines beneidenswerten Finanzstandes und glaubt, die ganze Kostensumme bis zum

bach referierte namens der Mehrheit des Vorstandes und stellte folgende Anträge: Es sei das Prüfungsreglement vom Jahr 1887 in dem Sinn zu revidieren, daß — nach einem reichlich bemessenen Übergangsstadium — für die Vorbildung der Notariatskandidaten die Maturität eines literar-, Real- oder Handelsgymnasiums verlangt, und die Bureauzeit von 4, auf 2 oder 2½ Jahre reduziert werde. Ausnahmsweise möchte es solchen Kandidaten, die sich über

nen, die auf allen vier Seiten den Schwungpau einrahmen, sind für 3000 Sitzplätze angelegt. Für die Stehplätze sind die überhöhenden Beschreibungen hinter den Tribunen angewiesen. — Kurjaaltheater Schänli. Donnerstags wird das vieraktige Studentenchauspiel Paul Grateins „Frei ist der Burj“ zum erstenmal aufgeführt. Diese Schöpfung eines jungen Autors, welcher durch mehrere Romane und Novellen bereits viel von sich reden machte, verspricht den sensationellen Erfolg „Mit Heidel-

nicht überwältigen zu lassen.* An solchen, auf die der Anblick innerer Hoheit wie eine Beleidigung wirkt, hat es freilich nie gefehlt; sie bilden das dankbare Publikum jener Dichter, die — nach Nietzsche — mit roter Tinte schreiben, um den Glauben zu erwecken, sie schrieben mit Blut. „Populär“ wird George nie werden, dazu ist die Zahl jener zu gering, die die wesentlichen inneren Erlebnisse mit ihm gemein haben. Seine inneren Erlebnisse sind meistens viel zu subtil, als daß sie von den vielen nachgeföhlt werden könnten; notwendig muß ihnen gerade das bei George gepreist und dunkel erscheinen, worin der Adept Enthüllung und Offenbarung verehrt. Andererseits wird es auch solche geben, die durch ihn (wie durch jeden großen Dichter) zu subtilerem Erleben erzogen werden. Und „edlen Seelen vorzuziehen ist wünschens „wertester Beruf“ (Goethe).

(Schluß folgt.)

Beobachtungen an Haustieren.

Unser neues Feuilleton über die Frage: „Ist das Tier unvernünftig?“ können wir heute durch einige uns von zuverlässiger Seite zugekommene Mitteilungen ergänzen.

Da ist erstlich in Bern ein Hund (Spaniel Suferrasse), der seit Jahren mit der Hauskabe im besten Einvernehmen lebt. Anläßlich aber be-

* Der „steche Tag“ — wie neuraathenisch das klingt! Die Redaktion.

schlich diese im Garten eine ahnungslose Amstel. Dies mißfiel dem klugen Hunde und so eilte er auf seine Freundin zu, packte sie am Genick und schüttelte sie ein paarmal, bis ihr die Luft auf Vogelmord gründlich vergangen war. Freilich gehört dieser Hund, — an dem sich, den Lesersiner Vogelmördern gegenüber, unser Bundesrat ein Beispiel nehmen könnte — einem Zoologen an, Herrn Prof. Dr. Th. Studer in Bern; es ist der durch sein merkwürdig langes Leibesgestell, das eigentlich für 6 statt nur für 4 Beine berechnet erscheint, stadtbekannte „Dick“.

Ferner wurde uns aus Biel geschrieben:

„Unsere Kaze hatte drei Junge. Davon nahmen wir zwei während ihrer Abwesenheit fort. Und wer trug jetzt die Schuld? Sie suchte, miaute und stürzte sich voller Wut auf unjern Hund Prinz, der ganz harmlos die Treppen hinaufkam. Schon vorher hatte die Kaze (sie ist uns von Deuten im Logis gelieben) den Hund nicht gern gehabt, aber doch nie gewagt, gegen ihn zu springen. Jetzt ist täglicher Krieg — gegenseitig. Eines Tages lief Prinz in das Zimmer und besah das kleine Käzchen; unversehens erschien die Alte und der Spektakel war fürchterlich. Nun der Hund. Er ist ein ungewöhnlich intelligenter Kerl, „ein Wolf“, nein „ein Fuchs“ sagen die Kinder, wenn sie ihn sehen. Seine größte

Wonne war es von jeher, den Kazen nachzustellen in der raffiniertesten Weise; erwischte er

sie, so warf er sie in eigentümlicher Art in die Luft, so daß sie meistens verendeten. Dadurch halten wir großen Verdruß und gewöhnten ihm dieses ebenso ab, wie das Töten von Kaninchen, die er schleunigst verscharrte. Aber unsere eigenen Kaninchen und die eigenen Kazen hat er nie angerührt, sondern mit den Kazen so intime Freundschaft geschlossen, daß sie ihn in die Nase beißen durften. Diese Freundschaft war bei meinem Prachtstater dem Seppi so ausgeprägt, daß er, wenn Prinz während der Nacht zu bellenaufing, aufsprang, den Kopf zum Fenster hinausstreckte und selber zu knurren versuchte. Der Hund war dem Kater dabei nicht sichtbar; aber letzterer begriff: „das ist er.“ Und „er ist über etwas wütend. Was mag es sein?“ — Prinz gehörte meinen Eltern und Brüdern, wir bewohnten das nämliche Haus; er mußte die Gieberei bewachen; war er frei, so machte er sich bei uns, speziell bei mir behaglich. Einmal erhielt ich eine weiße Matke. Anfänglich hielt ich sie eingesperrt, weil ich selber vor ihr ein wenig Angst hatte, später sah ich, daß der „Tü“ ein lieber Kerl war, und ließ ihm das Türchen offen. Vorher aber hielt ich dem Prinz eine gehörige Predigt (denn sobald wir auf dem Land sind, scharrt er nach Maulwürfen und knickt sie, nach Igelu usw.) Im Anfang ging alles glatt, besonders wenn ich zugegen war, bis ich auf einmal höre, wie Prinz von der Terrasse in die Küche

rennt. „Tü“ flüchtet unter den Kochherd und ich halte in Begleitung einiger Ohrscheigen dem Hunde die zweite und letzte Moralpredigt. Prinz hat nicht nur den „Tü“ in Ruhe gelassen, sondern die zwei Jahre, welche „Tü“ zu leben bestimmt waren, in bester Freundschaft mit ihm verbracht. „Tü“ lief ihm ungeniert über den Kopf. Ein Vorjahre des Katers, auch ein Seppi, war ein Liebhaber von Vogelwild. Wir hielten ihn ziemlich unter Aufsicht, besonders seit wir ein Amfelneft entdeckt hatten, dessen Zugang wir noch durch Dornen schützten. Das Nest war hoch an einer Weinbergmauer, die hart an der Eisenbahn lag. Die jungen Amfeln gediehen, es waren vier und wir dachten kaum mehr an einen Überfall, bis mich eines Abends das fürchterliche Rufen der Amfelmutter veranlaßte, schleunigst nachzusehen, und ich eben dazu kam, wie sich ein großer Kater über das Nest machte, es heruntertrieb und wie Seppi, der unten pakte, eines der Jungen auffing. Er ließ es aber sofort fallen, als er meinen Bruder kommen sah, den er sehr fürchtete, dann sprang er so verrückt davon, daß ich glaubte, er käme nie wieder. Jedes hatte der andere Räuber den Weg durch die Heben genommen mit einem Jungen und die Amfelmutter verfolgte mit großem Geschrei und Wehklagen den Missetäter. Die zwei lebend geliebene Amfeln fütterten sie nun in dem Käfig, den wir hinaushingen.

Feniketon

Stefan George.

(Schluß.)

Wie oft haben wir es schon erlebt, daß sich uns das innere Wesen eines lange vergebens umworbene georgischen Gedichtes wie eine Wunderblume über Nacht blühend entfaltet hat. Die „Erklärungen“ anderer konnten dazu nicht helfen, es mußte eben erst das analoge innere Erlebnis vorliegen. Der Dichter selbst hat dies sehr schön beschrieben in seinem Gedicht:

Der Teppich.

Hier säßlingen Menschen mit Gewächsen, Tieren
Sich fremd zum Bund, umrahmt von feid'ner
Franze,

Und blaue Sicheln, weiße Sterne zieren
Und queren sie in dem erstarrten Tange.

Und kahle Linien zie'n in reichgestickten,
Und Teil um Teil ist wirr und gegenwändig.
Und keiner ahnt das Rätsel der verstrickten . . .
Da, eines Abends, wird das Werk lebendig.

Da regen schauernd sich die toten Äste,
Die Wesen eng von Strich und Kreis umspannet,
Und treten klar vor die geknüpften Quäste,
Die Lösung bringend, über die ihr sannet!

Sie ist nach Willen nicht: ist nicht für jede
Gewohnte Stunde: ist kein Schatz der Gilde.
Sie wird den Vielen nie und nie durch Rede,
Sie wird den Selt'nen selten im Gebilde.

Und wie das Auge sich an den Arabesken
und Farben des Gewebes weidet, bevor ihm
„die Figuren der Tapete fangen plötzlich an zu
leben“ (Heine), so spricht der ungemeine defo-
rative Reiz georgischer Verse auch schon zu dem,
dem sich ihre innerste Blüte noch nicht erschlossen
hat. In Georges Diktion erscheint der formale
Wert der Worte unserer Sprache zur höchsten
möglichen Wirkung gebracht; schon die Art, wie
er die Worte wählt und stellt, zeigt ihn als
einen so bewußten Meister seines Instrumentes,
wie sie in unserer Dichtung seit den Zeiten der
Minnesinger und höfischen Epiker sehr selten ge-
wesen sind.* Sein Gefühl für den malenden und
musikalischen Wert eines Wortes, für die Schlank-
heit einer neuen Wendung, für das Ornamentale
einer Zusammenstellung ist abnorm stark ent-
wickelt; unter seinen Strophen gibt es Wort-
mosaiken, die es getrost mit horazischen Oden-
strophen, den höchsten Hervorbringungen dieser
Art, aufnehmen können.

* Die Minnesinger und höfischen Epiker waren zum
Teil recht unbeholfene Verstärker und platte Reim-
schmiede, die mit einer schwerfälligen Sprache auf Tod
und Leben rangen.

Die Redaktion.

Es ist kein Zweifel, daß George diese Kunst
bei romanischen Lehrern gelernt hat, nicht anders
als Conrad Ferdinand Meyer und Nietzsche, die
sich auch darauf verstanden haben. Und ebenso-
wenig zweifelhaft ist es mir, daß diese wie für
die Ewigkeit gehämmerten Strophen, in denen
unser Sprache ihre kostbarsten Juwelen wie in
goldenen Schreinen geborgen hat, alles bedruckte
Papier, das sich die deutsche Literatur der Gegen-
wart nennt, überleben wird.*

Heute sieht es freilich noch nicht danach aus,
denn die wenigsten können begreifen, daß dem
Dichter reine Materialwirkungen ebenso möglich
sind als etwa dem Maler. Von den Dachauern
hat unser Publikum gelernt, im Bilde die Ver-
teilung der warmen und kalten Töne, die Be-
wegung der Linie und die Vornehmheit der
farbigen Stimmung zu genießen wie Musik und
nur auf diese Musik hinzuhorchen und gar nicht
danach zu fragen, ob sie von der Darstellung
ein paar alter Weiber oder eines lehmigen
Amperufers ausgehe; und seit Böcklin weiß es,
daß ein Bild mehr Poesie enthalten könne, als
hundert deutsche Dichter zusammengenommen
und doch daneben und vor allem etwas Prächt-
tiges, Buntes, teppichartig Schmückendes sein
müsse; aber von den parallelen Einsichten in
das Wesen der Wortkunst ist es noch weit ent-

* Eine kühne Behauptung!

Die Redaktion.

Materialbureau der Bundeskanzlei in nicht
gerechtfertigter Anzahl Eisenbahnfahrplanbüch-
lein, Kalender und Adressbücher der Stadt

fernt. Ja, es vermag nicht einmal zu unterschei-
den zwischen jenen Schreibenden, bei denen die
Wirkung ausschließlich auf den Bedeutungswert
der Worte gestellt ist, und einem Wortkünstler
wie George, der die magische Korrespondenz, die
zwischen der Bedeutung und der sinnlichen Er-
scheinung des Wortes besteht, mit allen Mitteln
aufs höchste getrieben hat.

Die ganze ungeheuer ausgebildete Technik des
georgischen Verses ist bei unserem Publikum wie
an Taube verschwendet: seine Kunst, die Stim-
mung eines Verses durch die Vokale der Stamm-
silben zu färben, seine Behandlung des Reimes,
(wie er z. B. in Versen, die Kraft oder Gewalt-
samkeit schildern, martige und lastreiche Worte
in den Reim stellt), seine entzückenden Enjam-
bements, oder wie er etwa das Tempo einer
Strophe verlangsam und ihre Stimmung ver-
schattet, dadurch, daß er ihren letzten Vers um
einen Fuß kürzt, und vieles, vieles andere der-
art ist für die allermeisten verlorene Liebesmäh'.
Die wenigsten belauschen die innere Melodie, die
neben jedem seiner Verse hergeht, und in der
ein quälend starker Anreiz liegt, sich diese Verse
laut vorzusagen.

Den Reichtum der georgischen Strophe aber
empfinden die allermeisten als Schwierigkeit oder
Dunkelheit. Hier gibt es keine Leerheiten, tote
Stellen, Füllsel: fast jedes neue Wort bietet der
Empfindung einen neuen Erreger oder der An-

Der Rat behandelt in fortgesetzter Beratung den Geschäftsbericht für 1903.

Aber den Bericht des Justiz- und Polizeidepartementes referiert Calonder. Richard macht auf die schweren Nachteile aufmerksam, die der jetzige Zustand im Gebiete des musikalischen Aufführungsrechts mit sich bringt. Es ist insbesondere die « Société des auteurs, compositeurs et éditeurs de musique », die außerordentlich hohe Taxen und zwar nicht nur von neuen Werken beansprucht. Sie stützt sich dabei auf eine internationale Konvention und

Calonder: Herr Python hat in seinem Votum nicht gegen die Auslegung des Art. 52 der B. B., sondern gegen den Artikel selbst gesprochen. Die Kommission glaubt, das Volk war, als es den Artikel annahm, der festen Überzeugung, es werde dadurch der religiösen Freiheit kein Eintrag getan. Die Kommission ist der Ansicht, daß der Art. 52 mit fester Hand durchgeführt werden müsse; durch laze Handhabung würde nur der Kampf wieder heraufbeschworen. Der Bundesrat soll energig und konsequent den Anfängen wehren. Winiger berührt einen besonderen Fall, wo vier Kongreganistinnen in

T. Landwirtschaftliche Schulen. Die diesjährige 5. Hauptversammlung des Verbandes der Lehrer der landwirtschaftlichen Schulen der Schweiz findet am Samstag, den 6. August im Junsthau zur Waag in Zürich statt. Über die Entwicklung und den weitem Ausbau der landwirtschaftlichen Winterschulen in der Schweiz wird Prof. Moos referieren. **Hotelwesen.** In Genf tagt gegenwärtig die 33. Generalversammlung des Internationalen Vereins der Gasthofbesitzer. Die Versammlung wurde heute durch eine im

und mit stärkeren, dem Leben genau nachgezeichneten Strichen bunte Bilder aus dem Leben der Studenten, eine Fuchsentafel, ein Kommerz, Kontrohagen und allerlei All aus einer jedem „alten Herrn“ unvergeßlichen Zeit. Farbentragende Studenten haben ihre Mitwirkung zugesagt, und das ganze Schauspiel- und Operettenpersonal ist beschäftigt, in den Hauptrollen die Herren Götz und Sonnenthal und Fr. Garen. Morgen Freitag gelangt Franz von Suppés melodische komische Oper „Bo-caccio“ zur Aufführung. Im Kurssaalgarten (bei ungünstiger Witterung im Theaterlaale) findet täglich ab 4 Uhr nachmittags ein Konzert

schauung ein neues Substrat dar; wie denn auch auf einem guten Bild von Böcklin oder Rossetti oder Burne-Jones jeder kleinste Fleck in die allgemeine Wirkungsrechnung mit einbezogen ist. An diese Satttheit und Bedrängtheit des georgischen Verles hat Runo Zwymann in seinem Buch über den Dichter* wunderliche Theorien angeknüpft, deren abstruse Umhüllungen manchen nahrhaften Kern verschließen. Ein Weggefährte für jene, die zögernd vor der Pforte dieser mit der Schönheit des Geheimnisses anlockenden Dichtungen stehen, kann freilich sein Buch ebensowenig sein wie die nebelhafte Monographie von Ludwig Klages.

Wer aber von Walter von der Vogelweide, Goethe, Platen, Conrad Ferdinand Meyer und Nietzsche zu dem großen Mytiker kommt, wird sich in seinen stillen und ernsten Sehegen bald zurechtfinden; von Dante her wird er auch einen Zugang zur großen und strengen Architektur seiner Zyklen („Seit der Ankunft des Engels“; „Der Teppich des Lebens“) haben. Und er wird in diesen Versen leben wie auf einer stillen, kühlen seligen Insel; alle widerwärtigen Geräusche des Lebens draußen bleiben in den Wipfeln der hohen Platanen hängen, unter denen schöne verschleierte Frauen wie Geheimnisse einherwandeln. . . .

* „Das Georgische Gedicht“ Berlin 1902.

Geheimnis — Verschleierung —. Erinnern wir uns doch, daß bei den Griechen der Gott der Dichtkunst, Apoll, zugleich der hellstrahlende Gott des Tages, Helios, war. Und mit unserm C. Spitteler möchten wir diesen Stefan George einstweilen lieber nicht zusammengestellt wissen.

Aufruf zu Beiträgen für die deutsche Schule in Rom.*

In Rom leben dauernd an 100 Familien deutscher Zunge, österreichischer, schweizerischer und in der Mehrzahl reichsdeutscher Nationalität. Die Notwendigkeit einer deutschen Schule bedarf also keines weiteren Nachweises. Die bisher unternommenen Versuche, ihm gerecht zu werden, haben nur unvollkommene Erfolge gehabt; die auf konfessioneller Grundlage errichteten Schulen sind teils wegen unzureichender Verfassung und mangelnder Mittel, teils wegen der konfessionellen Einseitigkeit und Gegenlächtigkeit und aus anderen Ursachen nicht zum erwünschten

* Da eine deutsche Schule in Rom auch den Kindern deutsch-schweizerischer Familien, die dort leben, sehr zu gönnen wäre, geben wir diesem Aufruf in unserm Blatte Raum und bemerken nur noch, daß die beinahe nur von den Kindern des Proletariats besuchten staatlich italienischen Laienschulen den Anforderungen nicht genügen, welche deutsche oder schweizerische Eltern an eine gute Schule zu stellen sich berechtigt glauben. Die Redaktion.

Aufschwung gelangt und wieder eingegangen. Dieses Schicksal hat jetzt auch die unter Reichsaufsicht stehende, in kaiserlichen Botschaftsräumen auf dem Kapitol untergebrachte evangelische Schule betroffen. Es schien deshalb ein günstiges Zusammentreffen daß der Leiter einer deutschen Privatschule bereit war, diese einem Ausschusse deutscher evangelischer und katholischer Familienväter zu überlassen, die letzthin einen Schulverein gegründet haben. Die neue Anstalt sollte paritätischen Charakter haben; unter dieser Voraussetzung und anderen angemessenen Garantien war ihr die Überweisung des bisher der Kapitolschule gewährten Reichszuschusses in Aussicht gestellt. Das Unternehmen ist an dem schroffen Widerstande der katholischen Hierarchie gegen friedliches und patriotisches Zusammenwirken der Konfessionen gescheitert, und dies, obwohl man den Katholiken Zugeständnisse gemacht hatte, die beinahe eine Verleugnung des protestantischen Selbstgefühls, der Gewissensfreiheit und Unterrichtsmoral und der Pflichten gegen Regierung und Oberhaupt dieses Landes bedeuteten. Laut formeller Kundmachung will der Vatikan in Rom keine paritätische Unterrichtsanstalt dulden und hat den katholischen Kindern den Besuch der geplanten Schule verboten.

An die nichtklerikalen Deutschen Roms tritt somit die gebieterische Aufgabe heran, den zugleich ihrem Kulturbewußtsein, ihrer Gewissens-

freiheit und den paritätischen Grundfäden des vaterländischen Unterrichtswesens hingeworfenen Handschuh aufzunehmen und eine dem wahren Geiste des Evangeliums, der Sittlichkeit und Gesittung dienende, allen Bekenntnissen offenstehende deutsche Schule in Rom zu gründen. Ohne eine solche würde nichts übrig bleiben, als die deutschen Kinder dem Klerikalismus auszuliefern, oder sie dem Deutschtum verloren gehen zu sehen.

Die an erster Stelle unterzeichneten Familien wenden sich vertrauensvoll an die gleichgesinnten opferwilligen Kreise des Reiches sowie der Deutschen Österreich-Ungarns und der Schweiz mit der Bitte um Unterstützung ihrer guten Sache. Die relativ wenig bemittelten Deutschen Roms können die Last nicht allein auf ihre Schultern nehmen und trotz der großen Dringlichkeit den Bau nicht unternehmen, bevor er finanziell gesichert ist.

Herm. Durst, Apothekenbesitzer. Edward Fischer von Roeslerstamm, Schriftsteller. Ulrich Volk, Kaufm., Vors. des Zweigvereins des evangel. Bundes in Rom. Rud. Müller, Publizist. Dr. U. Baetow, Mitglied des Presbyteriums der deutschen evangel. Gemeinde in Rom. Georg Palsarge, Apothekenbesitzer. Prof. Dr. Reinhold Schoener. Wolfgang C. A. Stein, Publizist. Dr. Koers, geh. Mediz.-Rat.